

You shut me down!

Sprache prägt unser Denken und unseren Ausdruck. Wie aber sprechen Frauen in einer patriarchalen Gesellschaftsstruktur, in welcher der weiße Mann nach wie vor den weißen Heteromann favorisiert und dessen Sprache zum Idealtyp erhebt, *Patriarchal* als Hauptsprache gilt? »Wenn Männer übers Leben und die Spielregeln vom Leben reden, reden Männer Männern nach, denn sie kennen – in den meisten Fällen – nur sich als Maßeinheit«, schreibt Marie José Kolly.

Daneben existiert seit jeher eine Zweitsprache, die man als die emotional-bindungsbezogene bezeichnen kann. Seit Jahrtausenden wird sie, als die Sprache der Unterdrückten von männlicher Hegemonie auf einen niedrigeren Rang verwiesen. Dabei ist sie vor allem eine Sprache des Sozialen und der Gleichwertigkeit. Frauen verwenden sie gerne im Privaten, sind sie untereinander in ein weiblich-freundschaftliches Gespräch vertieft.

Reden Frauen mit Männern über ihr Leben und wie sie zueinanderstehen wollen, prallen oft zwei Universen aufeinander: Wortfunken stiebend, fehlt dem jeweils anderen die verbale und geistige Landkarte des Expeditionsgebietes.

„Was jammerst du über deine Menstruationsschmerzen, kennst dich damit immer noch nicht aus, hast sie ja nicht zum ersten Mal“, beantwortet der Mann achtlos die Klage seiner Frau, und sie möchte ihm zurufen: „Was klagst du heute über deinen Hunger, du aßest ja doch gestern“ – *You shut me down, bang bang! Es führt kein Weg daran vorbei: Lass dich nicht gehen, führ dich nicht so auf, reiß dich zusammen, beweis mir erst deine Unschuld ...* die unendlich lange Liste der Forderungen erdrückt und verhindert die Sichtbarkeit weiblicher Bedürfnisse.

Mehr noch: *Patriarchal* als Hauptsprache flutet über die Lebensjahre in den Sprachgebrauch der Frauen, infiltriert ihr Denken. Es taucht als Schon-immer-Gehörtes auf, wird weiterbenutzt und -gesprochen, da Eigen-Erlebtes und Empfundenes als zu widersprüchlich zur gesellschaftlichen Norm wahrgenommen. Diese verbale Diskrepanz schmerzt.

Solange Frauen in der Öffentlichkeit, im Beruf, in den Medien und in der Familie die abgenutzten Versatzworte herkömmlicher verbaler Vorherrschaft weiterreichen, solange ziehen Frauen am verbalen Karren der Geschlechterfeindlichkeit mit. Des Wortschatzes Asservatenkammer ist randvoll mit unpersönlichem, kaltem und beschämendem Vokabular. Gängige Phrasen bilden individuell erlebte Gefühle nur unzureichend ab und assistieren dabei,

gesellschaftliche Normen aufrecht zu erhalten. Obschon phrasenhaftes Verknappen ein flottes Kommunizieren zwischen Frau und Mann erleichtert, zum tieferen, gegenseitigen Verständnis taugt es nicht. Jedermanns Phrasen bringen uns um die Fähigkeit und die Übung zu wahrhaftem Selbstaussdruck.

Solange wir den Worten nicht auf den Grund gehen, gehen wir zugrunde. Wir scheitern in unseren Beziehungen, solange wir den einander verbindenden, aber zeit- und vokabelintensiven Austausch scheuen. Dabei würde uns das Menschsein per se doch einen! Wir könnten unabhängig von allen geschlechtlichen, sozialen, religiösen und rassistischen Zuschreibungen miteinander im Dialog sein und einander begegnen. Stattdessen schreiben wir normatives Denken weiter, schließen Menschen darin ein, solange wir uns einer Sprache bedienen, die vorgefertigte Normen automatisch präferiert. Menschenbilder hierarchisierend, reproduzieren wir kontinuierlich den Leidensdruck für viele Betroffene.

Gerade der Arbeitsalltag wird von normativen Vorstellungen geprägt, wie das folgende Beispiel verdeutlicht: Bemerkenswert sind diesbezüglich Aussagen über das Milieu der Arbeitswelt, die von Personen stammen, die im Rahmen ihres Arbeitslebens einen Wechsel ihrer Geschlechtsidentität vollzogen haben; sie geben uns über verändertes Sprachverhalten und den Ausdruck der Gesellschaft glaubhaft Auskunft.

Im Hörbild *Geschichte einer Wandlung* von Christine Hamb (13. Juni 2020, Ö1) erzählt Claudia, wie sich nach ihrer Wandlung vom Diplomingenieur Wolfgang zur Frau Diplomingenieurin Claudia auch die Wahrnehmung ihrer beruflichen Leistung von außen wandelte. Womit sie als Mann nie konfrontiert war, geschah ihr ab dem Zeitpunkt, da sie Frau ist: Sie wird mit höheren Leistungsanforderungen und Zweifel an ihrer Fachkompetenz konfrontiert.

Das ist Alltag für Frauen in diesem Land, denn obwohl die *geistigen Landkarten* in den menschlichen Groß- und Kleinhirnen unsichtbar bleiben, wird unser kommunikatives Zusammenleben von realen Klüften und Schluchten dominiert. Unsere Worte sind die Überträger unsichtbarer Gedankenstrukturen ins real Sichtbare. Sie finden als Handlung im Tun ihre Verwirklichung, alle Schichten der Gesellschaft durchflutend.

Schon im Kontext der Kindererziehung lässt sich nach wie vor feststellen, dass ein Parallellehrplan für Mädchen und für Jungen existiert: Weiblichkeit und Männlichkeit, rangieren vor der Persönlichkeitsentfaltung. Eigene Gesinnung wird als eigensinnig diffamiert. *Weiblichkeit* wird als die Kunst der Servilität definiert: lenkbar, niedlich, dezent-verführerisch. Worte, unreflektiert genutzt, arretieren in stereotypen Bildern; sie gestatten den Individuen kein eigenständiges Sein. Dem achtsamen Sprachgebrauch wohnt sehr wohl eine Kraft inne. Eine Kraft, die traditionelles Gedankengut in Frage stellt, neue Fragen formuliert, vor allem aber die zwischenmenschliche Kommunikation gerechter strukturiert.

Wenn Männer ihre Kinder versorgen oder betagte Eltern pflegen, brechen sie außerdem auch die Stereotypen herkömmlicher idealisierter Männlichkeitsidole auf und belegen: Das Leben ist nicht binär! Wer sich vom Patriarchal verabschiedet, den ›weißen Heteromann‹ nicht mehr als den Idealtyp allen Seins begreift, wer als Mann nicht mehr Männern nachredet – spricht er über das Leben und die Spielregeln dafür, wer als Frau nicht mehr die eigene emotional-bindende Sprechweise als inferior begreift oder abwertende Stereotypen, die sich über die Hintertür eingeschlichen haben, tradiert, baut an einer anderen Zukunft. Einer Zukunft, in der unsere Kinder und Kindeskinde eines Tages Ich sein dürfen und einander begegnen; unabhängig davon wie sie sich definieren.

Elisabeth Hafner, 1962 geboren, lebt in Klagenfurt; sie ist Mitglied im Kärntner Schriftstellerinnenverein und in der Schreibgruppe Kärntner Schreiberlinge. Ihre Lyrik wird in verschiedenen Anthologien veröffentlicht.

Auszeichnungen:

Kärnten wortwörtlich – Koroška v besedi Stadtgemeinde Bleiburg Lyrik (1. Platz) 2018

Kärntner Lyrikpreis (2. Platz) der Stadtwerke Klagenfurt 2015